Der Bollen.

Von Gustav Hochstetter.

Ich kann es nicht für mich behalten, es muß heraus: Ich habe gestohlen.

Nicht etwa den Stoff zu einem Drama. Daraus würde ich mir keinen Vorwurf machen, das haben Größere getan. Nein. Etwas ganz Materielles hab' ich gestohlen.

Ich kann's nicht mehr für mich behalten, daß ich gestohlen habe. Und das brauch ich auch nicht! Diebstahl ist ein Verbrechen. Selbst das schlimmste Verbrechen verjährt nach zwei Jahrzehnten. Und daß ich gestohlen habe, das ist schon weit über zwanzig Jahre her. Zurzeit meines Delikts war ich sechs Jahre alt, trug ein kurzes, braunes Samthöschen und lief in die erste Klasse einer Gymnasial-Vorschule. Dieses Bildungsinstitut hatte drei Klassen und jede zählte etwa dreißig Schüler. Wir waren somit unser etwa neunzig, und — — alle neunzig haben gestohlen. Ich will auch gleich sagen, was ich gestohlen habe. Einen Bollen.

„Pardon, einen Bollen? einen Zugtier? Den kann doch kein sechsjähriger Junge stehlen?"

„Nein, ich sagte nicht Bullen, sondern Bollen."

„Ach so! Sie meinen eine Bolle? Bolle sagt der Berliner für Zwiebel. . ."

„Nein, Verehrtester! Ich sagte nicht „eine Bolle", sondern „einen Bollen". Da, wo der Nekar in den Rhein mündet, wird man mich verstehen. Da weiß man, daß ein „Bollen" eine Zuckerstange ist, die drei Pfennige kostet — Notabene: wenn man sie kauft —, die etwa einen Daumen dick und eine halbe Spanne lang ist, und die so schön schmeckt, so wunderschön!

Die Bollen waren die corpora delicti bei uns sämtlichen neunzig Gymnasial-Vorschülern.

Das heißt — bis zu dem denkwürdigen Tag, an dem ich diese schmachvolle Missetat beging, konnten von den neunzig Schülern nur neunundachtzig als Verbrecher betrachtet werden. Ich als neunzigster und einzigster war rein; meine Händchen waren noch unbefleckt von Diebesfündenschulden; makellos und vorbildlich stand ich da in meinem kurzen, braunen Samthöschen.

Aber die andern wollten sich absolut nicht dazu entschließen, mich als Vorbild zu betrachten. Ganz im Gegenteil. In nicht eben freundschaftlichen Anspielungen gaben sie mir zu verstehen, daß ich durch meine übel angebrachte Ehrlichkeit sehr stark in ihrer Achtung gesunken sei. Es war um die Zeit der Mai-Messe. Auf dem Paradeplatz standen die Zuckerbuden in Reih und Glied, und in jeder waren Hunderte von „Bollen" ausgestellt. So verlockend und übrigens auch so unvorsichtig ausgestellt, daß es wirklich keine Kunst war, eben mal zuzugreifen, wenn die Verkäuferin wegsah. Jeden Morgen und jeden Nachmittag, eh' die Schule begann, kamen ein paar von den Herren Abcschützen mit Siegermienen an, die Taschen dick von den gemopsten Süßigkeiten, die als „gute Prise" kollegial geteilt wurden. Bloß ich bekam nichts ab, nichts als böse Blicke und giftige Sticheleien. Und eines schönen Tages (es war am zwölften Mai, einen Tag, von dem man schließlich verlangen darf, daß er schon ist), trat eine eigens gewählte Kommission an mich heran und bedeutete mir ernstlich, daß die Geschichte so nicht weiter gehen könne.

Die Kommission bestand aus den Aeltesten meiner Klasse. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Aeltesten die Repetenten, die „Sitzengebliebenen", also eigentlich dumme Kerle waren. Aber es gibt keine höhere Alters-Ehrfurcht, als die, die ein sechsjähriger Hosenmatz vor einem siebenjährigen hat. Begreiflich also, wenn ich mit Hochachtung und Demut zuhörte, wie die Hosenmatz-Kommission ihren Antrag begründete.

Es herrschte, so hieß es da, allgemeine Entrüstung über meine Unmännlichkeit. Während selbst die Allerkleinsten schon ihre sechs bis acht Bollen gestohlen und die Beute mit den Kameraden geteilt hätten, hätte ich — trotzdem ich von guter Mittellänge war, — ein derartiges, wünschenswertes Entgegenkommen noch nicht ein einziges Mal an den Tag gelegt. Und nicht nur, daß ich nicht für die andern gestohlen hätte, auch nicht einmal für einen persönlichen Privatbedarf hätte ich diese mannhafte Kühnheit bewiesen, sondern ich hätte es vorgezogen, in weibischer Feigheit meinen Bollenkonsum immer bar aus den Mitteln zu bestreiten, die mir von Hause aus als Taschengeld zur Verfügung gestellt waren. Man fand dieses Verhalten von nur unter aller Manneswürde, und man wollte jeden ferneren Verkehr mit mir definitiv abbrechen, wenn ich nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden einen Bollendiebstahl zur Ausführung brächte, und zwar in Gegenwart zweier einwandsfreier Zeugen, die ich mir aus den Mitgliedern der Kommission zu wählen habe.

Wir sehen, der Mensch braucht nicht erst Student oder Leutnant zu werden, um verschrobene Ehrbegriffe zu bekommen. Unter günstigen Verhältnissen kann das Pflänzchen dieser Verschrobenheit auch schon bei einem sechsjährigen Hosenmatz sich recht wacker entwickeln. Und was mich anbelangt, so war ich nach den Ausführungen der Abcschützenkommission vollkommen davon überzeugt, daß es meine heiligste Ehrenpflicht sei, sofort und schleunigst einen Bollen zu stehlen. Daß meine Mutter, der ich früher von den Heldentaten der andern erzählt hatte, das Bollenstehlen eine Sünde nannte? Hm, so eine Mutter ist eben doch nur eine beschränkte, ältere Dame! Ich zuckte verächtlich meine kleinen Schultern, dann steckte ich mutig die Hände in die Taschen meines kurzen, braunen Samthöschens und gefolgt von den beiden Einwandsfreien, zog ich nach dem Platze, wo die Zuckerbuden standen. Mannhaft wartete ich ab, bis die Verkäuferin wegschaute, mannhaft ergriff ich mit der Rechten eine Zuckerstange, und mannhaft lieferte ich dann meinen Raub den beiden Einwandsfreien aus, die das corpus delicti sofort auf dem Wege des Lutschens aus der Welt schafften.

Das war nachmittags um vier.

Ich litt an einer Art von Mannhaftigkeitsrausch, der bis um acht Uhr währte, bis zur Stunde des gemeinsamen Abendbrots am Familientisch. Bei dem ersten Blick aus den Augen meiner Mutter hat sich meine Mannhaftigkeit überraschend schnell verflüchtigt. Bange Zweifel stiegen in mir auf. Hat man etwas gemerkt? Weiß man? Ach Gott, was werden die Eltern dazu sagen? Ich schaute keinem ins Gesicht. Immer auf den großen Abreißkalender, drüben an der Wand. Er zeigte den zwölften Mai. . .

Gemerkt hat keiner etwas. Aber abends gegen zehn, als ich allein in meinem Bettchen lag und es leer und schwarz und dunkel im Stübchen war, da kam — ganz ohne fremden Zuspruch, ganz von allein — die Reue heiß und schmerzlich in mir aufgestiegen, und ein paarmal sprach der kleine Hemdenmatz, der sich nun gar nicht mehr recht mannhaft vorkam, laut in die finstere Nacht hinein: „Heute, am zwölften Mai, habe ich gestohlen!"

Und dann weinte der Hemdenmatz bitterlich und schwer, es nie und nimmer wieder zu tun.

Was ist mannhaft, was ist kindisch?

Wer ist schuldig und wer nicht?

Eine verflixte Geschichte! Jedenfalls ist es gut, wenn ein Mann ein Mann ist. Und jedenfalls ist es schlimm, wenn ein Leutnant seinen Kameraden niederknallen, wenn ein Studio dem andern das Gesicht zerhacken, und wenn ein kleiner Junge für seine Mitschüler Bollen stehlen muß.

Zur Mode-Geschichte.

Während der Regierung Ludwigs XVI. kam in Paris bei Herren und Damen eine eigentümliche Art runder Hüte in Mode, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der damals gebräuchlichen Form der Milchtöpfe hatte. Die Ursache dieser Mode war einer der Günstlinge des Königs, der Graf d'Artois, der bei einer der Gartenpartien des Hofs überrascht worden war, wie ihm in einer königlichen Meierei ein Milchmädchen, gegen das er etwas zu zärtlich geworden war, ihren Topf auf den Kopf gestülpt hatte. Nach verbrachter Tat war das Mädchen davongelaufen — in demselben Augenblick als die Kavaliere und Hofdamen eintraten. Sie waren über den seltsamen Anblick nicht wenig verblüfft, dem Grafen d'Artois aber fehlte es nicht an Witz und er erklärte die Situation sofort damit, daß ihm der Michtopf die Idee zu einer neuen kleidsamen Mode gegeben habe. Und nun wurde er von allen Seiten beglückwünscht, denn man fand daß ihm sein „neuer Hut" vorzüglich stehe. Damit war die neue Mode gemacht und niemand hätte ihren Ursprung geahnt, wäre nicht der Graf d'Artois später selbst auf den Gedanken gekommen, in seinen Memoiren die Geschichte auszuplaudern.

Berechtigter Ahnenstolz.

Während der Regierungszeit der Königin Viktoria soll sich folgendes Geschichtchen ereignet haben: Als die Königin der Sandwich-Inseln ihr einst im Buckingham Palace einen Besuch abstattete und von ihrer „europäischen" Schwester mit großer Zuvorkommenheit empfangen wurde, wollte sie an Liebenswürdigkeit nicht hinter dieser zurückstehen und meinte deshalb im Laufe des Gesprächs einmal: „Auch in meinen Adern rollt etwas englisches Blut." — „So? Wie ist das möglich?" fragte Viktoria erstaunt. — „Meine Vorfahren haben James Cook verspeist!"

Die Herero in Südwest-Afrika.

Von einem alten Afrikaner.

Deutsch-Südwest-Afrika ist seit undenklichen Zeiten von nomadischen Völkern bewohnt, deren volkreichster und herrschender Stamm die Herero sind. Sie sind ein Volk, das — ohne eigentliches Oberhaupt in eine Menge Familien oder Sippen geteilt — nichts Höheres kennt, als möglichst viel Vieh zu haben. Obwohl der Viehreichtum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende Stück von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur Weniges, was sonst nach ihrer Ueberzeugung des Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für Ochsen, und für den Herero gibt es kein höheres Vergnügen, als zuzusehen, wie seine Rinder getränkt werden. Für eine Herero-Gesellschaft gibt es auch kein interessanteres und fesselnderes Gesprächsthema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Heerde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh, überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet, ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei ganz außerordentlich festlichen Ereignissen (Begräbnissen und dergleichen) nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Heerden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was in der Heerde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gewöhnlichen Manne ist es schon recht, wenn die Heerden der reichen Leute durch irgend eine Seuche heimgesucht werden, weil dann auch etwas für ihn übrig bleibt. Noch heute wird selbst der reiche Herero, wenn in dürrer Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgürtel (der deshalb in der Landessprache „Hungerstützer" heißt) alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner vielen lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, sich satt essen zu können.

Neben diesen reichen Nomaden und stammverwandten Vasallen und Knechten treibt sich im Lande ein rätselhaftes, schwarzes Volk umher, als wie eine Art Zigeuner, die Bergdamara, auf der tiefsten Stufe der Kultur stehend. Obwohl an Zahl verhältnismäßig nicht gering, haben sie unter sich nicht den geringsten Zusammenhalt — ein Volk von Sklaven und Vagabunden, das nur einen Gedanken hat, sich den Bauch mit irgend etwas, das nach Eßbarem aussieht, vollzustopfen, sei es Gummi arabitum oder seien es zerklopfte Baumwurzeln, sie holen den Ameisen den gesammelten Grassamen aus den Löchern hervor, um ihn zu verzehren, und kennen keine größere Freude, als wenn Heuschreckenscharen das Land überfallen, weil sie dann Nahrung in Hülle und Fülle haben. Daneben betreiben sie auch allerlei schwarze Künste, kennen die heilsamen Kräuter und tötlichen Gifte, beschwören die Schlangen und wissen auf geheimnisvolle Weise den Kranken aus den schmerzenden Stellen die Krankheit herauszuzaubern, die irgend ein Bösewicht hineingezaubert hat. Daß sie ihre Hände nicht von den geheiligten Ochsen der Herero zurückhalten, ist selbstverständlich, wie es natürlich ist, daß die Nomaden, um den Raub zu rächen, die Bergdamara überfallen, die Alten erschlagen und die Kinder als Sklaven mitnehmen.

Nach der Schöpfungsgeschichte der Herero gab es im Anfang aller Dinge einen Baum, der Baum gebar alles andere, was da lebt, nämlich die Hereros, Ochsen, Zebras und Buschmänner. Die Häuptlinge haben mehr priesterliche als kriegerische und politische Autorität. Sie segnen die Ochsen und ihre Töchter bespritzen alle Morgen die fettesten Ochsen mit einem in Wasser getauchten Graswisch, ehe das Vieh auf die Weide geht. Sie erwarten kein zukünftiges Leben, noch wissen sie etwas von einem Jenseits; doch betet man über den Gräbern um Ochsen und Schafe — und zwar um recht fette und von rechter Farbe. So sind die Herero ein habsüchtiger, herzloser und dummer Schlag von Wilden.

Das neugeborene Kind wird gewaschen — das einzige Mal in seinem Leben! Da die Herero keine Jahresrechnung haben, so ist es kaum möglich, über ihr Alter Gewißheit zu erhalten. Etwa mit 15 Jahren heiraten sie, indem sie für einen oder zwei fette Ochsen oder einen oder zwei fette und einen oder zwei magere sich eine Frau kaufen. Nach dem Tode wird der Leichnam in eine kauernde Stellung gebracht, wobei das Kinn auf den Knien ruht, und in dieser Stellung werden sie in eine alte Ochsenhaut genäht, das Ding, worauf sie gewöhnlich schlafen, und dann in ein Loch hinabgelassen, das dazu gegraben worden ist, das Gesicht nach Norden gewendet und zugedeckt; dann springen die Leibtragenden rückwärts und vorwärts über das Grab, um zu verhindern, daß die Krankheit herauskomme.

Eine kranke Person findet kein Mitleid; sie wird von ihren Angehörigen aus der Hütte vom Feuer weg in die Kälte getrieben; sie tun alles, was sie können, um den Tod zu beschleunigen, und wenn jemand im Sterben zu liegen scheint, häuft man Ochsenhäute über ihn, bis er erstickt. Nur wenige sterben eines natürlichen Todes.

Die Hütten werden von den Frauen gebaut. Man steckt im Krei'e bis zehn Fuß hohe Stöcke in die Erde und biegt und bindet sie oben zusammen und — „das neue Haus ist aufgerichtet!" Die Stöcke werden mit Reisig u. s. w. verflochten, oben drauf werden Ochsenfelle gebunden. Ein Loch zum Durchkriechen bildet die Tür. Einige Ochsenhäute als Lager bilden neben einigen hölzernen Milchgefäßen das gesamte Meubleament und die ganze Kücheneinrichtung.

Die Hautfarbe der Herero ist nicht leicht zu bestimmen. Bei trockenem Wetter erscheinen sie dunkelrotbraun und fettigglänzend — wie ein alter, gut polierter Mahagonitisch; sie riechen dann übel nach ranzigem Oel, ihr Aussehen ist aber munter und warm. Doch wehe! Einige Stunden anhaltenden Regens verändern den Menschen gänzlich: die Haut bekommt ein totes Aussehen und verliert allen Glanz — keine Spur von Dunkelrot darauf, sie ist nicht einmal schwarz, sondern wie ein altes verrostetes Eisengitter, das frisch gestrichen werden müßte — ein höchst schäbiger Gegenstand.

Lernt man solche Wilden genauer und länger kennen, so wird man finden, daß sich ihre Entwickelung nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt, dafür zeugt ihr Schmutz, die Unkultur und Denkweise; alles weist darauf hin, daß die „wilden" Völker zu der übrigen Menschheit in einem Verhältnis stehen, wie die Vagabunden zu den Stammesgenossen, zwischen denen sie umherschweifen. Und doch wieder haben diese Völker geistige Gaben und Fähigkeiten ebenso gut wie der Kulturmensch, aber wie kommt es dennoch, daß trotz alledem diese Völker auf solch entsetzlich niedriger Stufe stehen? Woher dieses traurige Schauspiel, daß der Menschengeist mit allen seinen Fähigkeiten und Entwickelungsmöglichkeiten als wie mit Ketten und Banden gefesselt erscheint? Da sind bei näherem Zusehen nur die moralischen Schwächen und Mängel als Ursache des tiefen Verfalles zu finden. Denn auf diesen Völkern lastet der schlimmste Egoismus, der sich denken läßt, der sich bei den Reichen und Vornehmen als der schmutzigste Geiz und bodenlosefte Habsucht, bei dem geringen Volke als die verstockteste Trägheit und Faulheit offenbart. Sie sind alle miteinander in ihr Elend verkettet, keiner hat Lust, dem andern zu helfen, keiner die Macht, sich selbst herauszuretten.

Dazu kommt noch eine andere merkwürdige Erscheinung. Während es dem Kulturmenschen sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß die Menschheit in fortwährendem Fortschritt begriffen oder doch wenigstens zu fortwährendem Fortschritte berufen ist, findet man bei diesen „wilden" Völkern immer und ewig den einen unabänderlichen Gedankengang: „Alles ist eben so, wie es ist; es ist niemals anders gewesen, als es jetzt ist, und es wird deshalb auch niemals anders werden; es ist nirgends anders, als bei uns, und was sonst von anderen Menschen und anderen Sitten erzählt wird, sind Lügen und Märchen." Nun mache man einmal etwas mit solchen nicht zu widerlegenden Anschauungen.

Deshalb imponiert dem Herero auch dasjenige, was er von Europäern, die in sein Land kommen, hört und sieht, sehr wenig — kommen sie doch eingestandenermaßen aus einem Lande, wo die Leute viel weniger Ochsen besitzen, wie die Herero; wie kann es also in einem so armseligen Lande überhaupt nur Besseres geben! Die Versuche der Weißen, Kornfelder und Gärten anzulegen, erschienen den Nomaden als törichte und kindliche Spielereien im Sande, welche ernster Männer unwürdig sind. So wird es wohl noch lange dauern, ehe die Hereros aus ihrem bisherigen, nur von Ochsen, Kühen, Schafen und Ziegen erfüllten Gedankenkreise herausgerissen werden können.

— Der Ansichtskarten-Fanatiker. „Was nützten den Alten eigentlich ihre sieben Weltwunder, wo es noch keine Ansichtskarten davon zu verschicken gab."

— Brei ist Brei. „Aber hören S' einmal, Frau Gevatter! Wie mögen S' nur dem kleinen Kind da statt eines tüchtigen Breis ein Bier zu trinken geben!"

„Das wird nicht viel ausmachen, schätz' ich, Brei is Brei! Haberbrei oder Reisbrei, Eberlbrei oder Lowenbrei! Das kommt alles auf eins hinaus!"

Die beiden Schneidergesellen.

Von Marx Hirschfeld.

Die ganze tragische Geschichte wäre nicht passiert, wenn ihnen nicht in der Schneiderherberge zu Offenbach ein gemeinschaftliches Zimmer angewiesen worden wäre. Der eine hieß Appel, der andere Bemme. Sie hätten es beide nicht nötig gehabt zu wandern, denn sie waren die Söhne wohlhabender Meister, aber die Erzählungen von den Abenteuern ihrer Großväter auf der Wanderschaft kamen ihnen nicht aus dem Kopf.

Nach durchschlafener Nacht war Bemme zuerst auf den Beinen, und als Appel ins Wirtszimmer hinunterkam, hatte Bemme eine von den an der Wand hängenden Photographien heruntergenommen, küßte sie, ohne des darauf liegenden Staubes zu achten, und stieß dabei erbärmliche Seufzer aus.

„Was tust Du denn da?" fragte Appel.

„Mensch, ich bin verliebt."

Dabei hielt er dem andern die Photographie hin, welche ein weibliches Wesen, offenbar im heiratsfähigen Alter darstellte. Kaum hatte Appel das Bild erblickt, als er auch fort Feuer fing.

„Die möchte ich zur Frau haben," rief er aus.

„Ich habe sie entdeckt", rief Bemme empört, „und mir kommt es zunächst zu, mich in sie zu verlieben."

Appel wollte das nicht zugeben, ja, er sprach sogar von „allgemeinen Menschenrechten", bis sie im Laufe der Debatte endlich auf den Gedanken kamen, nach dem Original des Bildes zu fragen. Zu ihrer Freude konnte ihnen der Wirt sogleich prompt Auskunft geben:

„Das ist die Schwestertochter meiner Frau, Ulrike Zwickel aus Eschenberg."

Beide Gesellen baten ihn, er möge ihnen das Bild verkaufen. Mit großer Entrüstung lehnte der Wirt dies Gesuch ab. Aber als Bemme ein Gebot tat, Appel sogleich einen höheren Preis nannte und die Versteigerung so lange hin und her ging, bis Bemme das kühne Gebot von fünf Mark machte, da ließ sich der Wirt erweichen und übergab ihm gegen die Bezahlung die Photographie.

„Behalt' Du das Bild," rief Appel, „ich geh' nach Eschenberg und hol' mir die Braut selbst."

Finster entgegenete ihm Bemme:

„Einer kann sie nur kriegen, und wenn wir uns drum schlagen sollten, bis einer auf dem Platze bliebe." —

„Das ist ein Gedanke," rief Appel, „ich fordere Dich auf Tod und Leben, wir duellieren uns auf Pistolen."

„Einverstanden."

„Herr Wirt, zwei Schnäpse und zwei Pistolen."

Der Wirt goß die Schnäpse ein, bemerkte aber, daß er keine Pistolen zur Hand habe.

„So ein Krug," brummte Appel.

Schnell gossen sie noch ein paar Schnäpse hinunter, um sich Mut zu trinken, dann zahlten sie ihre Zeche, nahmen ihre Ranzen und gingen zum Waffenhändler, bei dem sie Pistolen und Munition erstanden.

„Wo duellieren wir uns nun?" fragte Bemme.

„Natürlich am Kreuzweg. Wer siegt, geht rechts ab nach Eschenberg, wer totgeschossen wird, der geht den andern Weg."

Am Kreuzweg angelangt, lud Appel die Pistolen und gab eine davon seinem Feinde in die Hand.

„So," sagte er, „nun gehe ich ein paar Schritte zurück, und wenn ich mich umdrehe, dann schießen wir los."

Als er sich aber umwandte, war von Bemme nichts zu sehen. Endlich tauchte er aus dem Graben empor, duckte sich aber sofort wieder nieder.

„Komm doch vor, Du Feigling!" höhnte Appel.

„Ich komme," rief Bemme, und einen gewaltigen Entschluß fassend, sprang er aus seinem Graben heraus und eilte, in seiner Wut einem Raubmörder gleichend, mit vorgestreckter Pistole auf seinen Gegner zu. Dieser erschrak und berechnete schnell, daß bei einem so plötzlichen Andrang Bemmes ihm keine Zeit bleiben werde, seine Pistole abzuschießen. Das Mordinstrument in die Tasche steckend, entschloß er sich kurz und kletterte auf einen Baum.

Plötzlich sah Bemme aus dem Laub des Baumes heraus den blinkenden Pistolenlauf auf sich gerichtet, und in äußerster Bestürzung hielt er in seinem Siegeslauf inne. Er atmete auf, als es ihm zunächst gelang, hinter dem Stamm einer dicken Eiche zu verschwinden.

„Duellieren wir uns nun, oder scherzen wir nur?" rief jetzt Appel von seinem hohen Standpunkt herunter.

„Gewiß, wir duellieren uns, schieß Du nur zu."

„Dann komm hinter Deinem Baum hervor, ich kann Dich ja nicht sehen, noch viel weniger treffen."

„Komm Du lieber herunter. Sobald ich Dich deutlich sehen kann, komme ich hervor und schieße los."

„Nun gut, ich komme herunter, aber die Pistole behalte ich dabei in der Hand, und wenn ich Dich sehe, schieße ich Dich tot, wie einen Sperling," rief Appel, ohne im geringsten an die Ausführung seiner Drohung zu denken, denn er blieb ruhig im dichten Laub seines Baumes. Jedoch hatte diese Drohung dem armen Bemme eine fürchterliche Angst eingejagt.

„Klettert Appel hinunter," dachte er, „so ist es für mich am sichersten, hinaufzuklettern."

Gedacht getan! Im nächsten Augenblicke saß auch Bemme auf dem Aste eines Baumes, und nun konnten sich beide Gegner zu beiderseitigem Schrecken sehen.

Appel wurde totenblaß, und sogleich entstand in ihm der Gedanke, diesem Zustande des Schreckens ein Ende zu machen. Wie der Blitz hob er die Pistole und feuerte.

Ein lautes Krachen — ein Jammerschrei — und vor seinen entsetzten Blicken sah Appel den Körper seines Gegners vom Baum herunterstürzen und regungslos am Fuße desselben liegen bleiben.

Von Todesangst gepackt, kletterte er hinutner und lief davon, ohne auch nur einen Blick auf den Körper des Erschossenen zu werfen, Er lief davon, wie ein gehetztes Wild, hatte aber noch soviel Besinnung, im Vorbeilaufen seine Pistole in einen tiefen Teich zu werfen.

Nach einigen Stunden atemlosen Wanderns wagte er es endlich, zu ruhen und über seine Lage nachzudenken.

„Wenn ich mir die Sache kaltblütig überlege," fuhr es ihm durch den Kopf, „so habe ich eigentlich gar nichts zu befürchten. Man wird den Leichnam mit der Pistole in der Hand finden, und Bemme wird ohne Zweifel als Selbstmörder gelten."

Dieser Gedanke beruhigte ihn so sehr, daß es ihm jetzt einfiel, er wäre ja nun der Sieger und dürfe jetzt auch die Lorbeeren des Sieges pflücken. Er beschloß also, nach Eschenberg zu gehen und um die schöne Ulrike Zwickel zu werben.

Während er dahinwanderte, sehen wir uns nach dem erschossenen Bemme um. Zu seinem eigenen Erstaunen erhob sich dieser nach seinem Sturz vom Baume und fand, daß er nicht den geringsten Schaden erlitten habe. Nur der Schreck war es gewesen, der ihn zu dem halb freiwilligen Sturze veranlaßte, denn er hegte nebenbei die berechtigte Hoffnung, Appel werde, in der Meinung, ihn getötet zu haben, die Flucht ergreifen.

„Er wird sich wahrscheinlich einbilden," frohlockte Bemme im Innern weiter, „daß er mich erschossen habe, und dann wird er so weit fliehen, daß er niemals mehr daran denken kann, mein Nebenbuhler zu werden."

Eine muntere Melodie trillernd zog er dahin, nach Eschenberg zu, in der festen Absicht, sich um Ulrike Zwickel zu bewerben.

Der Wirt hatte beiden Gesellen die genaue Adresse gesagt: Die Ersehnte wohnte in der Bodengasse Nr. 4.

Appel war zuerst eingetroffen, und er nickte befriedigt, als er an der Haustüre das verblaßte und verbogene Schild bemerkte, mit der Inschrift: „Zwickel, Schreiner".

Er trat in die Werkstatt, in der er einen älteren Mann mit Hobeln beschäftigt sah.

„Sind Sie Herr Zwickel?" fragte er.

„Der bin ich."

„Könnte ich Ihre Tochter sprechen?"

Der Schreiner starrte den Fragenden an und lachte dann laut auf.

„Nee, das geht nicht, sie schläft jetzt."

Dabei öffnete er die Türe und zeigte in das Nebenzimmer auf eine Wiege, in der ein Kind schlummerte.

„Nein, ich meine Ihre ältere Tochter Ulrike."

„Ulrike heißt meine Frau."

„Da sind wir schöne hereingefallen", ließ sich die Stimme Bemmes vernehmen, der eben eingetreten war und vor den halberfreuten, halberschreckten Appel hintrat.

Die beiden Gesellen reichten sich zum Zeichen der Versöhnung die Hand. Nachdem sie auch noch die Genugtuung hatten, Frau Ulrike Zwickel zu sehen, deren Aussehen nur noch andeutungsweise an die Photographie erinnerte, setzten sie frohen Mutes die Wanderschaft fort. In späteren Jahren, als beide ehrsame Meister geworden waren, sprachen sie bisweilen im Familienkreise oder unter Freunden sehr geheimnißvoll von einem Duell, das sie in ihrer Jugend gehabt, und daß sie damals nur durch eine günstige Schicksalsfügung dem Tode entronnen wären.

Beim Gericht.

„Aha, Sie haben eine Vorladung für Neune und sind schon da? Das ist recht, der Herr Richter liebt die Pünktlichkeit; nehmen S' nur Platz — er kommt um Zehne."